

## **here I am in the midst of them**

Liturgy specific art – Gottesdienst in der Reihe “Meine Bibel” am 29. Januar 2017 mit Benjamin Zuber

Texte: 1. Mose 27 und Joh 20

Liebe Gemeinde,

„Als ich klein war und mir das für Kinder nacherzählte Alte Testament anschaute, das mit Radierungen von Gustave Doré illustriert war, sah ich den lieben Gott auf einer Wolke sitzen.

Er war ein alter Mann. Er hatte Augen, eine Nase und einen langen Bart. Und ich sagte mir:

Wenn er einen Mund hat, muß er auch essen.

Und wenn er ißt, muß er auch Därme haben

[und wenn er Därme hat, dann muss er auch....???].

Der Gedanke jedoch hat mich erschreckt. Denn ich fühlte, obwohl ich aus einer eher ungläubigen Familie stammte, daß die Vorstellung von göttlichen Därmen [und was daraus folgt] Blasphemie ist.” (M. Kundera, Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins)

Als ich klein war, bin ich nicht wie Milan Kundera über meiner für Kinder nacherzählten und illustrierten Bibel gesessen. Ich habe mir auch keine Gedanken über den blasphemischen Charme des göttlichen Darms gemacht, obwohl ich aus einer Pfarrerfamilie stamme.

Als ich klein war, habe auch nicht 2. Mose 4, 24 gelesen: „Und als Mose unterwegs in der Herberge war, kam ihm der Herr entgegen und wollte ihn töten“. Ich hatte als Kind daher auch nicht wie Marten t´Hart das Problem, ob Gott mich vielleicht genauso grundlos angreifen könnte wie Mose und mich Zippora ebenso so beherzt vor Gottes Mordlust schützen, ihren kleinen Sohn beschneiden und mich mit seinem Blut besprengen würde.

Ich habe allerdings auch nicht „Das Wüten der Welt“ geschrieben, den Bestseller in dem Marten t´Hart seine kindliche Bibellektüre von 2.Mose 4,24 verarbeitet hat.

Als ich klein war, war mein Problem Achill, der missmutig am Strand sitzt, während die Griechen den Kampf um Troja verlieren. Als ich klein war, war mein Problem, ob ich jeden Geldschein in meiner Sparsbüchse mit einer Nadel durchstechen sollte, damit ich wie bei Emil und den Detektiven beweisen konnte, dass es meine sind, falls sie mir ein windiger Betrüger im Zug die Geldscheine stiehlt.

Ich kenne als Kind das beglückende Gefühl allein mit einem Buch zu sein. Einer ganzen Welt, die mir allein gehört. Aber ich verbinde dieses Gefühl mit Karl May und Pippi Langstrumpf, mit Kampf um Rom, den antiken Heldensagen, und später mit Lion Feuchtwanger, Joseph Roth, Isaac Singer, Thomas Mann, Robert Musil - aber nicht mit der Bibel.

Aber auch mit der Bibel verbinde ich ein Glück. Es ist ein spätes Glück. Ich habe es erst im Pfarramt erlebt, auf der Kanzel und in der Bibelstunde. Es ist das Glück die Bibel zu teilen in einer Erzählgemeinschaft. Bis heute ist das für mich ein Glück. Ich sitze bis spät in die Nacht und ringe mit einem biblischen Text. Am Morgen stehe ich unausgeschlafen und unzufrieden auf der Kanzel. Und dann nimmt mir eine rezeptionsbereite Gemeinde die Worte aus dem Mund. Sie dreht und wendet die Bilder und Szenen, die ich ihr vor Augen male (vgl. M. Nikol). Bestastet sie wie einen Stein, dessen Oberfläche vom ständigen Gebrauch glatt poliert ist auf der Suche nach kleinen Rissen und Ritzen. Welch ein Glück, wenn die Suche erfolgreich ist. Wenn es den Hörern gelingt ihr Leben an diese Geschichten anzudocken - und meine Bibel zu deiner Bibel wird.

Wut

Aber es ist nicht immer ein reines Glück. 2006 wurde in Erfurt am Staatstheater die Oper Wut des Schweizer Komponisten Andrea Lorenzo Scartazzini uraufgeführt. Ich sollte in der Reihe Theatergottesdienste über Wut, das Thema

der Oper, zu predigen. Wut war für mich bisher kein Thema, jedenfalls nicht auf der Kanzel. Auf der Kanzel in Rage geraten? Das wirkt wie ein Kontrollverlust. Hart an der Grenze zum Pathologischen.

Über Wut kann man jedoch nicht cool reden. Sie ist heiß. Rot wie Glut. Sie kann ein verzehrendes Feuer sein. Oder eine kreative Wut, ein Schaffensrausch. Wut ist lebendig, vital, allgegenwärtig, in dir, in mir – nur nicht hier, in dieser Kirche. Hier wirkt der Geist Gottes in uns Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treu und Selbstbeherrschung (Gal 5, 20-24) - aber keine Wut. Die Kirche, der Ort, wo die Leidenschaften herabgedimmt werden? Hier fühle ich nichts, jedenfalls nichts Großes, keine Glut, kein Feuer, keine Wut?

Dafür gibt es aber erstaunlich viel Wut in der Bibel: „Ich bring ihn um. Ich schlag ihn tot, dieses Schwein, dieses erbärmliche Schwein“. Wörtlich steht das so nicht in der Bibel. Aber der Sache nach. Zwischen den Zeilen von Genesis 27. Wer da schreit, wer da seine Wut hinausbrüllt, das ist der Rote, der Raue, der Animalische – Esau. Geschickt bei der Jagd. Fruchtbar seine Lenden, groß seine Lust auf Frauen, vor allem auf Frauen der Hethiter, Judith, die Tochter Beeris, Basemath, die Tochter Elons – und langsam im Geist. Sonst hätte Esau verstanden, dass er den Samen Abrahams nicht an fremden Völkern verschwenden sollte, wenn er denn der Erbe der großen Verheißung werden will.

Ein klassischer Konflikt: Zwei Brüder, Esau und Jakob, ein Vater, ein Segen, eine Mutter - und eine Wut. Man kann sie Esau nicht verdenken. Die Wut auf Jakob. Den zweitgeborenen Zwilling. Jakob, den Sittsamen, Mamas Liebling. Und die Wut auf Rebekka, deren Augen über Jakob leuchten. So ein Leuchten in den Augen der Mutter behält man fürs Leben. Aus ihm ergibt sich „Jene Zuversicht auf Erfolg, die nicht selten den Erfolg auch nach sich zieht“ (S. Freud, Ges. Werke XII, 26). Und wenn man so etwas nie hatte? Jenes Leuchten in den Augen der Mutter? Jene Zuversicht auf Erfolg? „Dann bekommt man es

auch nicht nachgeliefert. Es hilft nichts. Was man als Kind nicht bekommt, das lässt sich nicht nachholen.“ (Marlene Streeruwitz, Morire in Leviante, 69).

An dieser Stelle bricht in der Kirchenbank eine Frau, die ich nicht kannte, in Tränen aus. Kein Drama. Kein lautes Schluchzen. Es laufen ihr still und leise die Tränen über das Gesicht. Natürlich wünsche ich mir als Prediger bei einer Predigt, vor allem wenn das Thema Wut ist, dass die Hörer nicht kalt in ihren Bänken sitzen. Dass sie etwas spüren von der Kraft der Wut, ihrer destruktiven aber auch ihrer schöpferischen Energie. Aber Tränen? Und es waren nicht einmal Tränen der Wut. Es waren stille Tränen. Tränen der Trauer um einen unwiederbringlichen Verlust. „Ja, es hilft nichts. Was man als Kind nicht bekommt, das lässt sich nicht nachholen.“ Diese Einsicht, so vermute ich, hat die Frau zu Tränen gerührt.

Meine Bibel wird deine Bibel – auch so kann das aussehen. Was tut man da als Prediger? Abrechen? Von der Kanzel steigen? Die weinende Frau trösten? Hoffen, dass eine der Banknachbarinnen das tut und den Arm um sie legt? Ich habe darauf gehofft, dass die weinende Frau, die so virtuos und rezeptionsgeübt sich in das Kind hineinversetzt, dem das Leuchten in den Augen der Mutter versagt bleibt, sich auch in eine zweites Bild hineinversetzt. Leuchtende Augen, die auf mich blicken, kommen ja noch einmal vor. Am Ende jedes Gottesdienstes, im aaronistischen Segen. Da leuchtet das Angesicht Gottes über uns allen. Ein Leuchten, das nicht an den Zufall gebunden ist, welche Mutter ich hatte und welche Stellung in der Geschwisterfolge. Ob ich sittsam bin wie Jakob oder triebgesteuert wie Esau. Das Leuchten im Angesicht Gottes ist überhaupt kein analytisches Leuchten. Ein Leuchten, weil und aufgrund bestimmter Merkmal und Leistungen. Gottes Angesicht leuchtet gewissermaßen synthetisch. Es leuchtet, um mich lebenswürdig zu machen. Daher lässt sich das Leuchten in den Augen Gottes auch nachholen. Anders als das in den Augen der

Mutter. Jedenfalls waren die Tränen der Frau am Ende des Gottesdienstes getrocknet.

Liebe

Meine Bibel wird zu deiner Bibel. Das funktioniert in der Erzählgemeinschaft Kirche auch umgekehrt: Deine Bibel wird zu meiner. Johannes 20, 11-18 - Maria von Magdala begegnet dem Auferstandenen - der Predigttext für den Gottesdienst am Ostermorgen auf dem Friedhof. Die Pfarramtssekretärin gab mir zur Vorbereitung auf die Predigt ein Buch. Eine Roman über Frauen in der Bibel, der sie in einer für sie schweren Zeit tief berührt hat. Sie ist eine kluge und tapfere Frau, die ich sehr schätze, sonst hätte ich den Roman von Marianne Frederiksson über Maria von Magdala sicher nicht zu Ende gelesen.

Unterdrückte Perspektiven von Frauen in der Bibel war bis zu diesem Zeitpunkt für mich kein Thema. Trotzdem erzähle ich, auch ein wenig zu meinem eigenen Erstaunen, in der Predigt am Ostermorgen in der Friedhofskapelle eine Szene aus diesem Buch. So als habe die Pfarramtssekretärin mir den Auftrag gegen die Perspektive von Frauen in der Bibel endlich ernst zu nehmen.

Eine junge Frau sitzt auf einer Wiese, umgeben von goldenen Krokussen. Es ist Frühling. Sie atmet den Duft der Blumen, hört die Vögel zwitschern und die wilden Hunde in den Bergen bellen. Die Frau ist schön. Ein junger Mann gesellt sich zu ihr. Ein frommer Jude - sie erkennt es an seiner Kleidung. Deshalb warnt sie ihn. Früher ist sie in der Stadt einem zweifelhaften Gewerbe nachgegangen. Eigentlich müßte er jetzt gehen. Nach dem Gesetz ist sie unrein. Aber er bleibt. Eine längst vergessene Traurigkeit steigt in der Frau hoch, ein abgekapselter Schmerz. Sie erzählt von ihrer Einsamkeit und hat dabei den Eindruck, daß der Mann alles schon weiß. Die beiden verstehen sich. Sie kommen sich näher. Und es entwickelt etwas, von dem man nur ahnt, was es gewesen sein könnte: eine

leichte, unbeschwerte Zärtlichkeit. Und am Ende liegt er lachend auf dem Rücken und sagt: "Das wäre mir selbst nie eingefallen" "Was?" fragt sie ihn. „Daß Zärtlichkeit so viel Freude schenken kann?"

Ein liebevolle Szene, die Marianne Frederiksson in ihrem Buch „Maria Magdalena“ schildert. Und doch hat es diese Szene in sich, denn der junge Mann, der Maria auf der Blumenwiese begegnet, ist niemand anders als Jesus von Nazareth. Natürlich steht das so nicht in der Bibel und natürlich ist die Autorin auch nicht die einzige, die sich so etwas ausgedacht hat. Auch Nikos Kazantzakis und andere haben sich vorgestellt, daß mehr zwischen den Zeilen der Evangelien stehen könnte und diese Frau für Jesus mehr gewesen ist als ihr die Evangelien zubilligen.

Was ist das Bedürfnis, die Sehnsucht, die hinter diesen Phantasien steht? Die Imagination liebt ja solche Leerstellen. Dass Gott, der Mensch wird, viel leiden muß – das war im Christentum kein Problem. Aber, dass er lacht oder gar eine Frau liebt – das spart die Bibel aus. Marianne Frederiksson nimmt an, weil es den Aposteln zu weit geht. Die Liebesszene in dem Roman rührt nach ihrer Lesart an ein Tabu einer männerdominierten Lesart der Evangelien. „Warum,“ fragt am Ende des Buchs eine Freundin Maria Magdalena, „haben sich Petrus und Paulus und die anderen Jünger nicht für dein Verhältnis zu Jesus interessiert?“ - „Das ist doch klar,“ lacht Maria, „Ihr Gott durfte keiner Frau bedürfen.“

Was auch immer zwischen Jesus und Maria auf der Blumenwiese gewesen sein mag, im Garten des Josef von Arimathea kommt es zu einem abrupten Ende folgt man dem Predigttext aus dem Johannesevangelium. Blumenwiese hin oder her im Garten darf Maria den auferstandenen Jesus jedenfalls nicht mehr berühren. So nah sie sich bei Lebzeiten auch gekommen sein mögen, so hart und deutlich ist die Distanz zum Auferstandenen: „Noli me tangere. Berühre mich nicht, denn ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater.“ Nähe kann

auch verstellen. Die verweigerter Nähe ist daher nicht nur Verlust, sondern auch ein Gewinn an Freiheit. Der irdische Jesus, auch die Nähe und Berührung, die Maria mit ihm geteilt haben mag, muss gehen, damit Christus im Geist kommen kann. Ich stelle mir Maria daher selbstbewusst vor wie sie von der Begegnung mit dem Auferstandenen nach Hause zu den Jüngern geht: „Geh jetzt deinen eigenen Weg. Lebe dein eigenes Leben, ohne die Berührung durch den irdischen Jesus, aber erfüllt von seinem Geist.“

Ob es nun die Blumenwiese gewesen ist oder das „Berühre mich nicht“ im Garten, die Frauen sind an diesem Ostermorgen strahlend und glücklich vom Gottesdienst nach Hause zu ihren Männern geeilt, so als hätten sie auf dem Friedhof wie Maria im Garten den Auferstandenen gesehen. Ich vermute, dass die ein oder andere ihren Männern auch die Szene auf der Blumenwiese erzählt hat. Jedenfalls kam in der Woche nach Ostern einer dieser Männer mit einem offenen Brief, der mich aufforderte, meine öffentlich verkündeten Irrlehren zu widerrufen, vor allem die Unterstellung Jesus habe etwa mit Maria von Magdala gehabt hat. Die Sekretärin, die den Brief in Empfang nahm, ahnte was der Auslöser für diesen Konflikt war. Aber die Freude und den Stolz, den die Frauen an Ostern auf dem Friedhof verspürt haben, konnte ihnen niemand mehr nehmen. Auch dieser Brief nicht.

Meine Bibel ist durch deine Bibel zur meiner Bibel geworden. Ich habe durch den stillschweigenden Auftrag meiner Pfarramtssekretärin etwas an meiner Bibel entdeckt, was ich ohne sie nie gesehen hätte. So entsteht im Gottesdienst der christlichen Gemeinde entsteht etwas Drittes, der Geist, der weder dir noch mir gehört, der aber auch nicht an meiner individuellen Perspektive vorbeizustande kommt. Das ist ein großes Glück und hat zugleich eine politische Qualität. Der christliche Gottesdienst wird nicht erst dadurch politisch, dass in ihm Aussagen gemacht werden über die wachsende Unfreiheit und Entsolidarisierung in der Welt. Das auch und mit immer größerem Recht. Der

christliche Gottesdienst ist als solcher politisch. Politisch ist die freie und solidarische Form der religiösen Kommunikation, wo sich die unveräußerliche Sicht jedes Einzelnen freiwillig bindet an die Sicht der anderen. Meine Bibel wird durch deine erst zu meiner Bibel.

Diese Idee einer freien und solidarischen Kommunikation könnte aber deutlicher und sichtbarer werden als sie es in den meisten Gottesdiensten ist. Man schaue sich nur die Universitätskirche an. Sie folgt in ihrer Ausstattung und Möblierung einer homogenen nach vorne auf ein Ziel ausgerichteten Schar, die mit dem egalitären und solidarischen Geist der urchristlichen Gemeinde wenig zu tun hat. Wie soll die Gemeinde hier ein Gespür dafür entwickeln, dass sie in ihrem Nachdenken und Reden über die Bibel auf den Blick der anderen wechselseitig angewiesen ist, wenn sie hier wie in einem Bus hintereinander sitzt?

Der Künstler Benjamin Zuber konfrontiert uns mit seiner alternativen Liturgie, die er in diesen Raum einzeichnet mit dem Titel, „here I am in the midst of them“ mit der Frage, wo denn die Mitte dieser Gemeinde ist. Welche Art von Raum und Sitzordnung brauchen wir, damit der Geist der Freiheit und Solidarität in dieser Kirche auch räumlich manifest wird? Man braucht solche Anstöße von außen, um zu merken, was sich hier ändern muss, damit auch im Raum der Universitätskirche spürbar wird, dass meine Bibel erst durch deine Bibel zu meiner Bibel wird.

Amen